

Mein Garten Eden

Das Haus meines Vaters liegt in einem großen Garten. Da gibt es seltene Bäume, grüne Rasenflächen, schattenspendende Büsche, Rosen in Weiß, Gelb und Rot. Es gibt Quitten, aus denen Konfitüre gekocht wird, einen Steingarten mit kriechenden, unscheinbaren Pflanzen, die überraschend zu blühen beginnen, einen Kirschbaum, in dem manchmal die Nachtigall singt, einen Teich mit Seerosen.

Viel Mühe wurde an diesen Garten verwendet, immer von neuem, doch ich half nur selten dabei mit. Ich war jung und fand es interessanter, in die Stadt zu fahren, ins Kino zu gehen, mit Freunden in Cafés zu sitzen und nächtelang zu diskutieren, über Neuigkeiten, die sich verflüchtigt haben, Ideale, die sich als Nonsens erwiesen, politische Bewegungen, die es nicht mehr gibt. Was mich damals beschäftigte und von jenem Garten fernhielt, hat nicht standgehalten, ich kann mich heute nur mühsam erinnern, worüber wir sprachen, was unsere Herzen bewegte, welche Spiele wir spielten, wie jene Freunde und Mädchen hießen. Den Garten gibt es noch immer.

Seither hat sich vieles verändert. Staaten sind zusammengebrochen, Kriege haben begonnen, ein Ende gefunden, vieles wurde entdeckt, unternommen, verworfen, in großer Eile, unter großem Lärm. Auch mein Leben verlief im Zeichen von Aktivität, Dynamik, ständiger Veränderung, ich habe Verschiedenes studiert, in verschiedenen Berufen gearbeitet, mehrmals das Land gewechselt, Kinder großgezogen, Bücher geschrieben und neue Sprachen gelernt. Nur einen Baum habe ich nie gepflanzt. Nie Zeit gefunden für einen Garten. Ich habe in großen Städten gelebt, von Terminen gedrängt, mit Arbeit überhäuft, oder auf Reisen. Und immer hat mir etwas gefehlt.

Wie sehr es mir gefehlt hat, weiß ich erst jetzt. Auch dieser neue Umzug hatte berufliche Gründe, ich habe eine Wohnung oder ein Haus gesucht und mich – unter Zeitdruck wie immer – aus praktischen Gründen für dieses entschieden. Ich bin zu diesem Stück Land gekommen ohne mir der tieferen Bedeutung bewusst zu sein: meiner Sehnsucht nach einem Garten. Solche Sehnsüchte schlummern lange und tief, in jedem von uns, bis sie sich eines Tages erfüllen. Ein kleines Haus auf einem Stück Erde. Es ist

südliche Erde, nahöstliche Erde, Erde Israels. In jenem Teil des Landes, der noch Wüste ist. Hier genügen einige Wochen, auch nur Tage ohne Bewässerung, und der Garten verwandelt sich zurück in die Wüste, die er einst war. Die Leute, die vor mir im Haus wohnten, haben den Boden nicht mehr gewässert. Als ich am ersten Tag mit der Schuhspitze dagegen stoße, stelle ich fest: er ist hart wie Stein.

Sogar auf diesem Steinboden wächst noch einiges. Der Garten ist nicht leer, es gibt schattige Ecken, ich höre das Blätterrauschen einer großen Palme, ein beruhigendes Geräusch. Palmen, wenn erst zu einer gewissen Höhe gediehen, kommen lange ohne Bewässerung aus. Verschiedene dickblättrige Pflanzen, die ich nicht kenne, können Wasser offenbar speichern. Auch der große Eukalyptus-Baum hält einige Zeit ohne Wasser durch. Ein hoher Kaktus, der sich in einer Nische der Hauswand eingerichtet hat, blüht sogar.

Aber das meiste ist nackte, steinharte, trockene Erde, an einigen Stellen rissig vor Trockenheit. Im Haus finden sich ein paar Gartengeräte, halb im Scherz versuche ich an der Südseite des Hauses einen Spatenstich, und es zeigt sich, dass die Erde zum Umgraben zu hart und zu trocken ist. Ich muss eine Spitzhacke nehmen, um sie zu lockern. Mühselige, ungewohnte Plackerei in sengender Sonne, bald bin ich müde und dieser Arbeit gründlich leid.

Und ich habe anderes zu tun. Einige Tage komme ich nicht dazu, mich um den Garten zu kümmern, sehe ihn aber täglich, sehe vertrocknende Pflanzen, welke Blätter, verdurstende Sträucher. Nach einigen Tagen wird mir klar, dass ich den Garten so nicht lassen kann, dass ich nicht der Mensch bin, sein Elend zu ignorieren. So beginnt meine Arbeit im Garten damit, dass ich den Wasserhahn öffne und die trockene Erde sprengte. Es dauert lange, kostet mich Stunden, um Wasser bis in die abgelegenen Ecken und Winkel zu bringen. Nachdem ich das einige Abende getan habe, bietet mir der Garten die erste Überraschung: an einigen Stellen begrünt er sich von selbst. Die Wurzeln verdorrter Pflanzen haben unter der Erde überlebt, unsichtbar, ungeahnt – so wie Träume auch die schlechteste Zeit überleben, wie meine Träume von einem Garten.

Die feuchte Erde lässt sich dann tatsächlich umgraben, und die umgegrabene Erde leichter wässern, ein Nebeneinander dieser beiden Arbeiten einige Tage lang, Schwerarbeit, abends gehe ich mit schmerzenden Knochen ins Bett, aber morgens erste Beglückung: kleine grüne Halme hier und dort, Blättchen oder die Stengel kriechender Pflanzen, auch winzige Blümchen in Blau und weiß – ich sehe das alles aus dem Boden sprießen, aus dem steinigen, staubigen Nichts. Dieses zarte Grün durchbricht die harte Kruste der vertrockneten Erde, an der ich mit dem Spaten gescheitert bin. Wenn ich die Hälmchen und Blättchen berühre, scheinen sie mir schwach und hauchdünn...

Und doch sind sie es, die den steinigen Boden sprengen, die versteinerte Kruste aufbrechen. Und natürlich lasse ich sie alle wachsen. Ich habe keine Theorie für den Garten, habe nicht gelernt, wie man mit einem Stück Wüste umgeht, aber ich bin sicher, dass ich zunächst alles zulassen muss. Am Anfang größtmögliche Toleranz. Ich lasse auch wachsen und üppig ins Kraut schießen, was man sonst ängstlich aus den Beeten der Kulturpflanzen entfernt, alle möglichen Unkräuter, Flechten, Ranken. Denn jedes dieser Gewächse – mag es sein, was es will – bedeutet ein klein wenig Hoffnung, ein wenig Schatten, seine Blätter sind, auf einem winzigen Stück Erde, ein Schirm gegen die gnadenlos brennende Sonne.

Vielleicht imitiere ich einen Vorgang, der uns bis heute rätselhaft ist: Bewässerung der Wüste aus sich selbst. Das Wasser, das ich großzügig versprengt, ist nicht von hier, ist nicht Wasser der Wüste. Ich bin an die moderne Wasserversorgung angeschlossen, die mir das lebensspendende, gartenbildende Element von anderswo verschafft, wo es – etwa im Norden des Landes – reichlich vorhanden ist. Ich muss es nicht an Ort und Stelle gewinnen und wüsste auch gar nicht, wie.

Andere, lange vor mir, wussten es. Die Wüste, in der ich lebe, ist nicht immer Wüste gewesen. Schon unter den Königen David und Salomo, spätestens unter Usija wurde die südliche Wüste Israels kolonisiert und landwirtschaftlich genutzt. Dafür spricht die frühe Erwähnung von Eilat in den Büchern Chroniken und Könige, desgleichen von Ezion Geber, dem legendären Hafen der salomonischen Flotte, dem berühmten Umschlagplatz des Handelsgüter mit Indien und Afrika. Von König Usija im achten

Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung heißt es im Buch Chroniken: „Er baute Türme in der Wüste und legte viele Brunnen an, denn er hatte viel Vieh im Hügelland wie in der Ebene...“ Jahrhunderte später trieben die Nabatäer erfolgreich Landwirtschaft, ein Volk, von dem man nicht weiß, woher es kam, noch, wohin es schließlich – etwa im siebten christlichen Jahrhundert – verschwand. Können Völker einfach abhanden kommen und mit ihnen einzigartigen Kenntnisse – in diesem Fall, Wasser aus der Wüste zu gewinnen? Die Nabatäer haben nicht weit von hier gesiedelt, in befestigten Städten, deren Ruinen bis heute mitten in der Wüste aufragen: steinerne Häuser mit Säulen und Mosaikböden, Brunnen, Bädern, Wasserleitungen – wie, um uns zu erinnern, dass wir ihr Geheimnis bis heute nicht ergründet haben. Manche sagen, sie hätten den Tau aufgefangen und zur Bewässerung nutzbar gemacht. Haben sie die wilden Pflanzen für sich arbeiten lassen, die in der fruchtbaren Wüstenerde verborgen sind? Auch ich beobachte, dass diese Gewächse aus der Erde hervorkommen, wenn ich ihnen nur ein klein wenig Wasser gebe, dass sie sich in den Senken des unebenen Bodens rascher ausbreiten als anderswo, wo sich ein wenig Feuchtigkeit auch tagsüber hält. Kleine Oasen entstehen, kleine Biotope mit Insekten und unsichtbaren Organismen, Gelegenheit für den Boden, sich zu erholen. Andere Wissenschaftler sagen, die Nabatäer – nach Ansicht des griechischen Historiographen Diodor ein „Räubervolk“ – hätten das System von den alten Israeliten übernommen, die hier Jahrhunderte lang Landwirtschaft betrieben, ehe sie von den Römern verjagt wurden. Das Sturzwasser, das im Frühjahr von den Bergen herabschießt, wäre damals in einem System von Terrassen und Teichen, Kanälen und Zisternen aufgefangen worden. Tatsächlich hat man uralte Zisternen gefunden, bis heute voller Wasser, nicht weit von hier, dort, wo im März die Wüstentulpe blüht...

Zunächst muss ich weiter nichts tun als das schon Vorhandene, Gottgegebene annehmen. Ich sehe, dass vieles im Boden gespeichert ist, seit Urzeiten, länger als Menschengedenken, genau gesagt, seit dem dritten Tag der Schöpfung: *„Und die Erde ließ Grünes hervorgehen, Kraut, das Samen bringt, Fruchtbäume, die Frucht tragen, jeder nach seiner Art, in denen ihr Same ist auf der Erde.“* Ich erfahre, dass alles schon da ist und von selbst – mit nichts als ein bisschen Wasser von meiner Seite - wächst. gedeiht. Samen bildet.

sich selbst aussät und vermehrt, ein vollständiges Leben ganz ohne mich. Die Wahrheit der Schöpfungsgeschichte: dass wir Menschen als letztes Werk Gottes auf diese Erde kamen, Spätlinge, immer bemüht zu beweisen, wie wichtig wir sind.

Und immer geplagt von der Furcht, wir könnten überflüssig sein. Jeder von uns, am Tag seiner Geburt, findet eine fertige Welt vor. Alles ist da, auch ohne uns, alles geht seinen Gang in göttlicher Präzision. Auch an jedem der sechs Tage, die dem Menschen vorangingen, „*sah Gott, dass es gut war*“. Würde etwas fehlen, wenn wir nicht wären? Vielleicht wäre die Erde glücklicher ohne uns? Am siebten Tag wurde der Mensch in den schon fertigen Garten gesetzt, diesmal fand der Schöpfer sein Werk sogar „*sehr gut*“. Die Schöpfungsgeschichte zeigt hier sprachlich eine Steigerung. Und wie um diese Steigerung zu unterstreichen, heißt es: „*Seht, ich gebe euch alles Kraut, das Samen trägt, auf der Oberfläche der ganzen Erde, und alle Bäume, an denen Baumfrucht die Samen trägt; euch sei es zum Essen.*“

Das trifft auf mich nicht wörtlich zu, ich brauche den Garten nicht zu meiner Ernährung, es gibt einen Supermarkt auch hier in der Wüste. Ich wüsste auch nicht wie ich es anstellen soll, ich bin Stadtmensch und stamme von Stadtmenschen ab, seit Generationen hat niemand in meiner Familie einen Acker bestellt, sich von den Früchten seines Feldes und Gartens ernähren müssen.

Aber es trifft doch zu, wenn ich unter Nahrung etwas Geistiges verstehe oder Nahrung für meine Sinne, etwa das Auge. Die Pflanzen und Bäume, die Gott auf diese Erde pflanzte, sind „*lieblich von Ansehen*“. Sie sind, das empfinde ich hier in der Wüste zum ersten Mal, Erleichterung und Wohltat. Sie sind Anregung für mein Denken, das durch langes Leben in der Stadt einseitig geworden ist. Balsam für meine Nerven, die im Motorenlärm abgestumpft sind. Der Garten als therapeutischer Ort. Das meint: als Gelegenheit, Verlorenes in mir selbst wiederzufinden. Die erste Frage der Selbstfindung wäre: Wer bin ich, wozu bin ich nütze in diesem Garten, ich, der Mensch? Was habe ich hier zu tun, worin besteht der Sinn meines Hierseins? „*Euch sei es zum Essen*“ – ist das alles? Und was meint es überhaupt? Eine göttliche Aufforderung zur Verbrauchergesellschaft? Zum hemmungslosen Verzehr des Gartens und seiner Früchte?

Wieder bin ich tagelang zu beschäftigt, um mich um den Garten zu kümmern. Ich bin unterwegs in der Stadt, in der Universität, in Behörden. In klimatisierten Innenräumen, in betonierten Straßen, in Cafés. Ich treffe Menschen und führe Gespräche, im Hintergrund Telefonklingeln, Autohupen, Stimmengewirr. Es ist, als lebte ich wieder ganz mein früheres Leben, mein Leben ohne Garten. Aber während ich umhergehe, spreche, fahre, kann es geschehen, dass plötzlich der Garten vor meinem inneren Auge erscheint, in seinem halbwüsten Zustand, noch unerweckt, nichts als Hoffnung und guter Wille.

Unser erster Ort war ein Garten. Der Auftritt des Menschen auf dieser Erde geschah nicht in einer Stadt, nicht in einem Dorf, einer Hütte oder einem Zelt, sondern auf einem Stück Land, vordem Wüste und nun blühender Garten. Es war mit diesem ersten Garten wie mit allen späteren: er war vor uns da, aber er blieb Garten nur durch uns. Nur wir Menschen können die Zurückverwandlung, den Rückfall in Wüste und Ödland verhindern (wie wir sie – leider – auch vorantreiben können). „*Und Gott, der Ewige, nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, dass er ihn bebaue und bewache.*“

Auch ich habe erlebt, dass ich nützlich und wichtig bin in diesem Garten, dass mein Hiersein einen Sinn hat. Denn ich bin es, nur ich, der zwei Elemente miteinander verbinden kann, zwei Größen, die beide schon vor mir da waren und zweifellos ohne mich existieren, aber bisher voneinander getrennt sind, nutzlos das eine ohne das andere, und die nur ich zusammenbringen kann zu allgemeinem Gedeihen: Erde und Wasser. Samen und Boden. Oder die – auf der anderen Seite – nur ich schützend voneinander trennen kann: Sonnenhitze und Keim, Sturmwind und Saat. Ich bin es, der zusammenbringen und trennen, wässern, Erde öffnen, Samen im Boden versenken, schützenden Schatten spenden, Wind abhalten, Störendes entfernen kann.

So ist, was ich allabendlich tue, nur auf den ersten Blick eine simple, spielerische Beschäftigung. Ich stehe mit dem Schlauch in der Hand und spritze, es macht mir Spaß die Pflanzen mit Wasser zu besprühen, den trockenen Boden zu sprengen. Ich gebe Wasser, ich, der Mensch, bin als einziges Wesen in diesem Garten verständlich genug, zwischen Wasser und Erde eine Verbindung herzustellen.

Was auf den ersten Blick als eine leichte, kindische Beschäftigung erscheint, ist in Wahrheit ein Vorgang von großer Bedeutung.

Von Bedeutung für den Garten, der sonst in seinem halb-wüsten Zustand verbliebe. Von Bedeutung für mich, der ich mir selbst vor Augen führe, wozu ich auf dieser Erde bin. Worin eigentlich meine, des Menschen, Aufgabe hier unten besteht. Was das eigentlich meint: „...und setzte ihn in den Garten Eden, dass er ihn bebaue und bewache“.

Adamah, die Erde, der Boden, ist vom selben Wortstamm wie *Adam*, der Mensch. Vom hebräischen Wort her sind wir „aus Erde gemacht“, gehören der Erde an, bleiben ihr verhaftet und kehren schließlich zu ihr zurück. Wir mögen von der Erde abheben, mit Raketen zum Mond fliegen, in Hochhäusern wohnen, zwischen uns und die Erde viele Meter Beton schieben wie einen Panzer des Vergessens, wir können doch der Erde nicht entfliehen. Sie zu bestellen, zu bearbeiten, zu bewahren sind wir hier. Sie aus Wildnis oder Wüste, die sie ohne uns wäre, in einen Garten zu verwandeln.

Wo hat der Garten Eden gelegen? Dort, wo heute Wüste ist. Er war ein der Wüste abgerungenes Stück Land. Ein durch Bewässerung, Bodenbestellung und Schutzmaßnahmen dem Ödland abgetrotzter Garten. Nicht das Schlaraffenland, das Paradies der Faulen, sondern ein Ort der Arbeit und Mühe. Ein Ort blühender Pflanzen und duftender Bäume statt todbringender Dürre, bekömmlicher Luft statt umherwirbelnden Staubes, voll von Getier, Geflügel – aber nur durch tägliche Anstrengung, unermüdliche Arbeit.

Es heißt zwar, der Schöpfer habe den Garten Eden dort angelegt, wo Wasser war, Wasser von vier Strömen, in einer Gegend, die wir den „fruchtbaren Halbmond“ nennen, irgendwo zwischen Mesopotamien, dem Zweistromland, und Ägypten, dem Land des Nil-Deltas. Ohne die Gottesgabe Wasser wäre das Gebiet die Wüste geblieben, die es heute zum großen Teil wieder ist. Doch auch jene vier Ströme allein hätten es nicht fruchtbar gemacht: der Mensch musste noch als Drittes hinzukommen, der Mensch als Bewässerer, Pflanzer und Bauer. Der Mensch als Vermittler zwischen den Elementen, als Ausführer des höchsten Willens, als nimmermüder Hüter des Gartens.

Ich muss den gesamten Garten umgraben, um den Wurzeln Luft zu verschaffen und dem Wasser Zugang zu den tieferen Schichten.

Viele Wurzeln sind in der Erde, einst muss der Garten voller Pflanzen und Blumen gewesen sein, die dann vertrocknet und von der Oberfläche verschwunden sind, aber unter der Erde gewartet haben auf diesen Tag. Eine nach der anderen kommen sie zum Vorschein, beginnen wieder zu sprießen, zu keimen, zu wachsen. Flechten und Kriechpflanzen machen den Anfang, hier und da zeigt sich zaghaft eine Blume. Die vertrockneten Rosenstöcke vorn am Haus erholen sich und treiben aus. Allerhand Tiere werden aufgestört und müssen sich neue Höhlen, unterirdische Gänge, Nester bauen, so wie ich mir hier von neuem einen Garten anlegen muss.

Am frühen Morgen laufe ich auf die kleine Terrasse und finde den Erdboden grün überhaucht wie mit zartem Flaum, sehe Pflänzchen und Hälmchen, die gestern noch nicht da waren, die über Nacht aus dem Nichts heraus entstanden sind. Zwei Schildkröten kommen seit einigen Tagen zur Palme hinter dem Haus, in deren Schatten jetzt zarte grüne Gräser wachsen, ich beobachte sie beim Fressen, bei ihren vorsichtigen Gängen im neuen Gelände. Vögel tauchen auf und erste Schmetterlinge. Lange liege ich im Fenster und beobachte sie, fühle mich glücklich-selbstvergessen wie als Kind...

Dabei weiß ich: ich muss nur aufhören zu wässern, und die ganze Herrlichkeit bricht zusammen. Sobald ich den Garten vergesse, werden die zarten Sprosse verdorren, die Rosenknospen vertrocknen, wird der frische grüne Hauch verschwinden. Die Erde wird wieder staubig und kochentrocken in der Mittagssonne liegen, die kleineren Pflanzen verkümmern und sterben, allenfalls die großen Bäume werden bleiben, auch sie stumm und traurig, in monumenthafter Ruhe, ohne flatternde Vögel in ihren Zweigen, ohne zitternde Gräser um ihren Stamm. Die Schildkröten werden sich eine andere Futterstelle suchen, die jungen Katzen aus dem Nachbargarten werden nicht mehr kommen, die Schmetterlinge werden den Ort meiden. Keins dieser Wesen habe ich erfunden oder geschaffen, und doch liegt es in meiner Hand, ob sie sichtbar sind oder unsichtbar, ob sie für mich da sind oder nicht.

Die Vorstellungen der Menschen vom Paradies sind verschieden. Manche glauben, der Garten Eden sei ein Ort des Müßiggangs und ewiger Vergnügungen, und Arbeit sei die Strafe Gottes nach unserer Verstoßung. *..Im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Brot essen*

bis Du zur Erde zurückkehrst... “ Was heißt „zur Erde zurückkehren“? Heißt es wirklich sterben wie meistens angenommen? Soll dieser Satz bedeuten: Dein Leben lang musst Du arbeiten, bis Du endlich im Paradies – oder einem irdischen Surrogat – den erwünschten Endzustand genießen darfst, den Zustand ewiger Untätigkeit? Oder ist „zur Erde zurückkehren“ ein Prozess, der mich schrittweise dorthin zurückführt, woher ich komme: in den Garten meiner Kindheit? In den Zustand relativer Unschuld, in dem ich meine ersten Jahre verbrachte, Tieren und Pflanzen noch zugetan, noch nicht abgestumpft und „entfremdet“? In den Zustand kindlicher Freude an meiner eigenen Vielseitigkeit, Geschicklichkeit und Sensibilität, die sich erst im Garten voll entfalten? Ist „zur Erde zurückkehren“ allmähliches Wieder-zum-Menschen werden, allmähliche Rückkehr zum ursprünglichen Zustand?

Zu lernen wäre auch, Arbeit wieder als etwas Spielerisches aufzufassen, als etwas Beglückendes. Den Rat einer Nachbarin ausschlagend, habe ich keinen Fertigrasen gekauft, auch keinen künstlichen Plastikrasen, wie eine andere Nachbarin vorschlug, als ich ratlos vor dem vertrockneten Stück Erde stand und mich fragte, wie beginnen. Ich habe mir Zeit genommen, das allmähliche Sich-Begrünen der Erde beobachtet, dem Wachsen der einzelnen Halme zugesehen. Ich habe zwischen meiner Tätigkeit und dem, was sie bewirkt, den direkten Zusammenhang wiederhergestellt. Und nicht verfremdet und unkenntlich gemacht durch Geld, Fertigprodukte, Surrogate.

Ich habe mir die Zeit genommen, zuzusehen wie etwas wächst. Und siehe, ich habe diese Zeit auch gefunden, trotz meiner Arbeit und laufender Geschäfte, Telefon-Anrufe, Alltagssorgen. Offenbar hat es Zeit-Reserven in meinem Leben gegeben, die der Garten mobilisiert. Ohne, dass ich genau sagen könnte, wie. So wird mir der Garten noch viel Grund zum Staunen, Nachdenken, Philosophieren geben. Er wird mich mit Bildern, Gleichnissen, täglichen Wundern versehen. Mit Stoff für meine Träume und Bücher. Mit kleinen Vorfällen, in denen ich das Große erkenne, mit Metaphern für meine Gedichte. Mit Einfällen, Farben, Inspirationen. Sogar mit der inneren Ruhe, die ich brauche, sie aufzuschreiben. Der Garten erweist sich als Schatzkammer. Als Ort der Heilung und Selbstfindung. als Wundergarten.

Dabei war er nur ein vertrocknetes Stück Wüstenboden mit ein paar dahinkümmernenden Pflanzen. Wenn er jetzt blüht und duftet, wenn er mir erste Früchte bringt, die Rosenbüsche wieder ausschlagen, die Wüstenlilie blüht, liegt es an mir, dem Menschen, der in ihm lebt und ihn hütet. Die Wüste ist keine Wüste, sie ist nur ein unerweckter Garten. Ein noch unter der Erde schlummerndes Glück. Vielleicht der Garten Eden? Wir werden es zur rechten Zeit erfahren.

© CHAIM NOLL, 1997

Veröffentlicht: Mut. Forum für Kultur, Politik und Geschichte,
Nr.364, Dezember 1997

www.mut-verlag.de